

# Ein Vater sucht die Wahrheit von LOCKERBIE

1988 zerreißt eine Bombe Pan-Am-Flug 103 über dem schottischen Ort Lockerbie. 270 Menschen sterben. Dafür wird später ein Libyer verurteilt. Aber war er wirklich der Täter? In Schottland könnte der Fall schon bald neu aufgerollt werden. Dafür kämpfen drei sehr ungleiche Männer – ein Rechtsphilosoph, ein Gaddafi-Freund und der Vater einer jungen Britin, die beim Anschlag starb

Von Martin Lutz, Uwe Müller und Stefanie Bolzen



Die Stille nach dem Attentat: Trümmer des Jumbojets „Maid of the Seas“ auf einem Feld bei Lockerbie in Schottland im Dezember 1988

# A

Als Flora Swire ein Last-Minute-Ticket für den Pan-Am-Flug 103 kaufte, war sie eine begabte, lebenslustige britische Medizinstudentin. Bald würde sie eine Stelle an der Universität Cambridge antreten. Über Weihnachten wollte sie nach New York, um dort ihren 24. Geburtstag zu feiern, bei ihrem Verlobten. Doch Flora Swire kam nie an. Im Jumbojet „Maid of the Seas“ war sie in London-Heathrow gestartet und 38 Minuten unterwegs, als eine gewaltige Detonation ein Loch in die Maschine riss. In 9400 Meter Höhe über der schottischen Kleinstadt Lockerbie brach die Boeing 747 auseinander und stürzte als Feuer-

ball ab. In Lockerbie starben elf Bewohner unter den Trümmern, an Bord tötete die Bombe alle 259 Insassen. Das geschah am 21. Dezember 1988 gegen 19 Uhr Ortszeit. Bilder vom Trümmerfeld, so groß wie das Saarland, gruben sich ins Gedächtnis der Welt. Schnell wurde klar, dass eine Bombe aus Plastiksprengstoff den größten Terroranschlag in Europas jüngerer Geschichte herbeigeführt hatte.

Gut ein Jahrzehnt später saß Floras Vater, der Landarzt Jim Swire, im Gerichtssaal. Er verfolgte den Prozess um das Attentat, das ihn seiner Tochter beraubt hatte. Als der Mann mit dem

schlohweißen Haar das Urteil vernahm, brach er zusammen. Das Gericht hatte gerade einen libyschen Geheimdienstoffizier verurteilt, dem ein politisch motiviertes Attentat angelastet wurde. Swire konnte das nicht fassen. Nach seiner Überzeugung wurde der falsche Mann ins Gefängnis geschickt. Sollte er recht haben – der Tod seiner Tochter bliebe ungesühnt. Der Gedanke traf ihn ins Mark.

Seither widmet er sein Leben der Suche nach ihren wahren Mördern. „Ich habe mich immer gefragt, ob Flora stolz auf das wäre, was ich tue.“ Swire glaubt, seine Tochter würde so handeln wie er:

„Sie war eine echte Wahrheitssucherin.“ Er hofft, dass das Lockerbie-Urteil für null und nichtig erklärt wird. Diese Erwartung hat nun zuletzt mächtig Auftrieb erhalten. In Schottland entscheidet sich Anfang 2020, ob der Fall neu aufgerollt werden muss. Darüber berät derzeit eine vom Parlament eingesetzte Kommission, die Justizirrtümer aufdecken soll. Sie kann dem obersten Gericht des Landes empfehlen, ein Revisionsverfahren in Gang zu setzen.

Für Swire wäre ein neuer Prozess eine große Genugtuung – für die Regierungen jener Länder, die an den Ermittlungen beteiligt waren, sieht die Sache

völlig anders aus. Sie müssen gut 30 Jahre nach dem Terrorakt fürchten, dass Richter zu dem Ergebnis kommen, dass bei der Aufklärung der Katastrophe etwas fundamental schiefgelaufen sein könnte.

**SEINE TRAUER TREIBT IHN AN**  
Viele englische Landschaften sind lieblich, aber die Cotswolds, zwei gute Autostunden westlich von London, sind bezaubernd. Mitten in dieser Idylle lebt Jim Swire mit seiner Frau Jane. 30 Jahre sind seit dem Tod ihrer Tochter vergangen. Der Anschlag auf Pan Am 103 bestimmt noch immer jeden Tag. Jim Swire ist nun 82 Jahre alt, Jane 79. Sie servieren Kaffee und Kekse im Wintergarten ihres gelben Sandsteinhauses.

Angespannt beugt Swire sich vor, um dem Interview zu lauschen, das WELT AM SONNTAG kurz zuvor mit Schottlands Ministerpräsidentin Nicola Sturgeon geführt hat. Eine Kommission ihres Landes untersucht das Lockerbie-Urteil noch einmal. Doch dazu wolle sie sich nicht äußern, denn das Verfahren sei nicht abgeschlossen, sagt Sturgeon.

Swire hört es und stöhnt leise auf, die Hand flach auf der Brust. Vor Tagen hat er sich einer aufwendigen Herzuntersuchung unterzogen. „Oh, dann muss ich wohl noch mindestens ein oder zwei Jahre leben.“ Nichts vom englischen Humor liegt in dem Seufzer, nur der Schmerz, den der Vater seit der Nacht vor Heiligabend 1988 nicht stillen kann. „Was würde Flora sagen? Sie wollte immer die Wahrheit herausfinden. Sie würde wollen, dass wir die ganze Wahrheit herausfinden.“ Darum möchte Swire, dass das Urteil aufgehoben und eine öffentliche Untersuchung eingeleitet wird.

Er verschwindet kurz in seinem geräumigen Haus, dann bringt er das Modell eines Zeitzünders. Swire hat ihn selbst gebaut, nach dem Vorbild des Zünders, der vermutlich die Boeing 747 in die Luft gesprengt hat. Swire könne, sagt er mit einem feinen Lächeln, tagelang über jedes technische Detail des Attentats dozieren. Es war seine Art, 30 Jahre lang mit dem Schmerz über den Mord an seiner Tochter zu leben. Zugleich festigte diese minutiöse Beschäftigung mit der Katastrophe seine Überzeugung, dass der zu lebenslanger Haft verurteilte Libyer unschuldig sei.

Ein Jahr lang hatte das Ehepaar im Ausland gelebt, um den Prozess in den Niederlanden verfolgen zu können. Jim Swire saß in jeder Verhandlung, Jane blieb oft zu Hause, weil sie die ständige Konfrontation mit Floras Tod nicht ertrag. Auch als die Richter ihr Urteil sprachen, war ihr Mann im Saal. Kurz darauf brach er bewusstlos zusammen. „Jane dachte, ich würde im Gericht sterben“, erzählt Swire. Er hatte immer wieder nur gerufen: „Die Beweise reichen doch gar nicht.“

Nach dem Urteil drangen neue Beweise an die Öffentlichkeit, die im Verfahren keine Rolle gespielt hatten. Für Swire der wichtigste: ein Einbruch im Flughafen Heathrow am Morgen des Attentats. Ein Drahtverschlag war aufgebrochen worden, in dem das Gepäck von Zubringerflügen für die Maschine nach New York lagerte. Der Arzt hält es für plausibel, dass dort ein Koffer samt Bombe platziert wurde und so an Bord des Jumbojets kam. Und dass der verwendete Zünder wie auch die geopolitische Lage auf einen Schuldigen deuten: Iran. Er sagt: „Ich habe von meinem Land erwartet, dass es die Wahrheit findet, die ganze Wahrheit. Dass es die Wahrheit unterdrückt, ist eine Beleidigung meiner ermordeten Tochter.“

**DREI UNGLEICHE ZWEIFLER**  
Swire ist nicht der Einzige, der dem Urteil misstraut und den Anschlag auf eigene Faust aufklären will. Zwei andere Männer haben den Lockerbie-Prozess ebenfalls verfolgt und glauben ebenso fest, dass er mit einem Fehlurteil endete.

Da ist der Schweizer Edwin Bollier, der einst gut von Geschäften mit dem Diktator lebte. Er hat ein wirtschaftliches Motiv. Den Firmeninhaber hat das Inferno finanziell fast ruiniert. Er hofft, dass ihm der entstandene Schaden ersetzt wird.

Das Motiv des Dritten ist idealistischer Natur. Der österreichische Völkerrechtsexperte und Rechtsphilosoph Hans Köchler hatte im Auftrag der Vereinten Nationen mit Lockerbie zu tun.

Auch ihn lässt der Fall nicht mehr los. Swire, Bollier und Köchler gehören der Ü-70-Generation an. Nichts sonst im Leben hätte die drei wohl zusammengeführt, erst Lockerbie tat es. Den schmerz erfüllten Vater, den Kompensation erhoffenden Unternehmer und den nüchternen Akademiker eint die Gewissheit, die Aufklärung des Terrorakts sei von mächtigen politischen Interessen ausgebrems worden. Und Geheimdienste hätten dabei ihre Finger im Spiel gehabt. Aus Sicht des Trios ist die juristische Aufklärung des barbarischen Attentats darum zum Fiasko geraten.

#### DIE STASI-SPUR

Nach dem Absturz ermittelten zwei höchst unterschiedliche Sicherheitsbehörden gemeinsam: Des Tatorts wegen die Polizei des schottischen Ratsbezirks Dumfries and Galloway, die kleinste Polizeistation Britanniens – und das FBI, weil 189 US-Bürger unter den 270 Opfern waren. Dass die britischen Polizisten keine Chance gegen die mächtige FBI-Behörde haben würden, war klar. Die US-Ermittler hatten fortan den Hut auf.

Als Hauptverdächtige galten anfangs eine palästinensische Terrororganisation und das Regime in Iran. Teheran hatte den USA Rache angedroht, weil im Sommer 1988 ein US-Kriegsschiff in der Meerenge von Hormus versehentlich ein Linienflugzeug der Iran Air mit 290 Passagieren abgeschossen hatte. Dann geriet der libysche Diktator Muammar al-Gaddafi in Verdacht, Drahtzieher des Lockerbie-Attentats zu sein. Das hatte viel mit Weltpolitik zu tun. Gaddafi war

für US-Präsident Ronald Reagan nicht nur ein „tollwütiger Hund“, sondern schlicht „der gefährlichste Mann der Welt“. Da lag es nahe, dass auch Lockerbie auf sein Konto ging.

Schon als herausgekommen war, dass Gaddafis Regime hinter dem Anschlag auf die bei US-Soldaten beliebte Diskothek „La Belle“ in West-Berlin steckte, fackelte Reagan nicht lange. Er ließ im April 1986 die libyschen Städte Tripolis und Bengasi bombardieren. Der Wüstenstaat galt den US-Behörden als „Reich des Bösen“. So verwunderte es kaum, dass das FBI rasch auf eine Verbindung zwischen Lockerbie und Libyen stieß. Es beschuldigte zwei libysche Geheimdienstoffiziere, für den Terrorakt verantwortlich zu sein. Doch statt eindeutiger Beweise gab es nur Indizien und fragwürdige Zeugen. Im Lockerbie-Prozess konnte dann nur einer der beiden Angeklagten verurteilt werden.

Dennoch stand für die internationale Gemeinschaft der Terrorpatron Gaddafi als Schuldiger fest. Bollier, Köchler und Swire hat das Urteil nie überzeugt. Sie stießen auf Ungereimtheiten bei den Ermittlungen und gehen davon aus, dass Fakten passend gemacht wurden, um Libyen in Gestalt seines Geheimdienstagenten schuldig sprechen zu können. Es ist nicht zuletzt der Erfolg des Trios, dass die Schotten den Fall bis heute nicht zu den Akten legen konnten.

Nun befindet er sich auf dem Tisch jener Revisionskommission. Die Scottish Criminal Cases Review Commission (SCCRC) kümmert sich „unabhängig

vom Parlament, der schottischen Regierung, der Krone, der Justiz und der Verteidigung“ um Justizirrtümer und ist befugt, das oberste Gericht Schottlands einzuschalten, den High Court of Justiciary in Edinburgh – vorausgesetzt, sie findet genügend Anhaltspunkte für ein Fehlurteil. Was wäre, höbe der High Court das Lockerbie-Urteil auf? Es käme dem Eingeständnis gleich, dass die Justiz vor über 30 Jahren nicht sorgfältig genug gearbeitet hätte. Der Verdacht läge nahe, die Welt sei damals – womöglich sogar vorsätzlich – getäuscht worden. Das brächte die britische und die US-Regierung unter Erklärungsdruck. Parlamente könnten Untersuchungsausschüsse einsetzen und unter Verschluss gehaltene Dokumente müssten offengelegt werden.

So weit ist es noch nicht. Die SCCRC hat erklärt, erst einmal eine „vollständige Überprüfung“ vornehmen zu wollen. Das wiederum zeitigt erstaunliche Wirkung in Deutschland. Ende März 2019 titelte die „Bild“: „Lockerbie-Attentat: Spur führt zur Stasi! Schottische Behörden ermitteln in Deutschland“. Der Hintergrund: Schottland hat ein Rechtshilfesuchen an die Bundesrepublik gerichtet. Seither werden Dutzende frühere Stasi-Kader von Staatsanwälten als Zeugen befragt, meist im Beisein schottischer Beamter.

Anfang 2020 will die SCCRC mitteilen, ob sie dem High Court empfiehlt, das Lockerbie-Verfahren ganz neu aufzurollen. Jim Swire, Edwin Bollier und Hans Köchler begrüßen, dass mehr als 30 Jahre nach dem Anschlag endlich Bewegung in den Fall kommt. Von der Stasi-Spur halten sie nicht viel. Sie glauben aber, dass Deutschland bei Lockerbie eine entscheidende Rolle gespielt hat. Und auch die Schweiz, sitzt doch in Zürich eine Firma, die einst gut verdient hat mit Spezialtechnik für Diktatoren.

#### ZÜRCHER ZEITSCHALTUHR

Edwin Bolliers Büro gleicht einem 70er-Jahre-Museum. Die Zeit, als Revolution Pop war und Pop revolutionär, hier dauert sie an. Brauntöne aller Nuancen, teppichverkleidete Wände, Kassettendecke aus geflammtem Edelhölzern und ein Beistelltisch, ein kleiner Altar mit Lampe, einer Palme aus vergoldetem

Messing, und einem Foto von Muammar al-Gaddafi.

Von hier steuerte Bollier seine Firma Mebo AG. Da trennte Europa noch der Eiserner Vorhang. Der Schweizer hatte sich darauf spezialisiert, elektronisches Gerät an Staaten zu verkaufen, die nicht im Ruf standen, Demokratien zu sein – waghalsige Geschäfte, oft am Rande der Legalität. Jäh wurde sein Leben durch den Lockerbie-Anschlag aus der Bahn geworfen. Seine Firma hatte Zeitschaltuhren an Libyen geliefert. Und nun behauptete das FBI, mit solch einer Uhr sei die Bombe über Lockerbie gezündet worden. Bollier erfuhr es aus dem Radio. Ihm war schlagartig klar, das würde Folgen haben. An Geschäften war fortan kaum zu denken. Heute ist der operative Betrieb der Mebo längst eingestellt, trotzdem kommt ihr Gründer, ein gesetzter Herr von 81 Jahren, fast täglich in seine Firma. Bollier will herausfinden, wodurch die Pan-Am-Maschine abgestürzt ist. Davon sei er, wie er bekennt, besessen: „Ich habe mich dieser Geschichte total verschrieben.“

Bollier bewahrt noch Muster der Geräte auf, die er einst exportiert hat: Abhör- und Funkgeräte und einen martialisches Polizeihelm mit Sprechausrüstung. Schicksalhaft wurde für ihn ein unscheinbares Kästchen. Bollier zeigt es wie eine Ikone: den Nachbau einer Zeitschaltuhr, die angeblich die Explosion des Plastikprengstoffs in der „Maid of the Seas“ auslöste. Er deutet auf die grüne Schaltplatte. Mitten drin sitzt ein mechanisches Zählwerk, die weißen Ziffern können von „0001“ bis „9999“ eingestellt werden, links ein „On-Off“-Kippschalter, rechts ein Schalter, um Stunden und Minuten zu programmieren. Läuft die eingestellte Zeit ab, wird die Stromzufuhr aktiviert. Dann ginge die Bombe hoch – vorausgesetzt, der Apparat wäre mit ihr verbunden.

Die Schaltuhren von Bollier waren eine Spezialanfertigung für die libysche Armee, staub- und wasserdicht. Er träumte von einer Produktion in großer Serie, aber die Libyer orderten nur 24 maschinell gefertigte Exemplare. Nun bot Bollier sie der DDR an, neben Libyen sein wichtigster Markt. Ost-Berlin kaufte noch weniger Exemplare. Statt satter Profite brachte ihm die Uhr mächtigen Ärger ein. Der begann ein halbes Jahr nach dem Anschlag, als sich die Ermittlungen der US-Behörden zunehmend gegen Libyen richteten.

Warum ist das so wichtig? Es spricht viel dafür, dass die Bombe an Bord des Jumbojets nicht mit einer maschinell hergestellten Schaltuhr gezündet wurde, sondern mit einem handgefertigten Prototyp.

So einer war auf seltsame Weise in den Besitz der Amerikaner gelangt. Die veranlassten Schritte in der Schweiz, ohne die Schotten darüber zu informieren. In Bolliers Firma erschien am 22. Juni 1989 ein Schweizer Bundespolizist, unangemeldet. Er traf den Ingenieur an, der das Gerät gebaut hatte. Auf ihn habe der Beamte so lange eingeredet, bis er ihm eine Uhr überließ: kein Serienexemplar, sondern einen Prototyp. Bollier sagt, er habe davon nichts mitbekommen. Den Prototyp übergab die Polizei den Amerikanern.

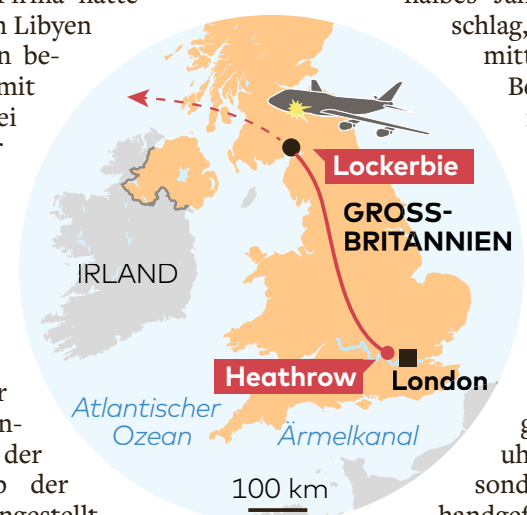
Dazu muss man wissen: US-Geheimdienste wussten spätestens seit Frühjahr 1988, dass Bollier das Gaddafi-Regime mit sensibler Elektronik versorgte. Im Senegal waren mit US-Hilfe zwei Libyer festgesetzt worden, die zehn Kilo Plastikprengstoff dabei hatten – und Zeitschaltuhren mit dem Schriftzug von Bolliers Firma. Naheliegender, dass die Amerikaner den Schweizer Geschäftsmann als Terrorgehilfen einstufen.

Bollier kramt ein Dokument hervor, durch das er sich restlos entlastet sieht. Anfang 2000 ermittelte die eidgenössische



DASS MEIN LAND  
DIE WAHRHEIT  
UNTERDRÜCKT,  
BELEIDIGT MEINE  
ERMORDETE TOCHTER

JIM SWIRE,  
Vater und Arzt





Die Spur des Terrors: Einen Krater hat die abstürzende Maschine in den schottischen Ort gerissen



Entsetzen nach der Tat: Premierministerin Margaret Thatcher trifft per Hubschrauber in Lockerbie ein (oben). Ein Bewohner betrachtet Wrackteile auf der Straße



PICTURE ALLIANCE/ASSOCIATED PRESS, ULLSTEIN BILD - MIRRORPIX, ACTION PRESS

sche Bundesanwaltschaft gegen ihn wegen „Gehilfenschaft zu Mord“, stellte das Verfahren aber nach vier Jahren ein. In der Abschlussverfügung steht, Bollier könne nicht mit dem Anschlag „in Zusammenhang gebracht werden“. Anfangs hatte sich Bollier den US-Ermittlern als Zeuge zur Verfügung gestellt und war dazu eigens in die USA gereist. Heute erhebt er gegen sie einen massiven Vorwurf: Sie hätten „Beweisbetrug“ begangen, also Beweise vorsätzlich manipuliert. Es klingt wie eine Verschwörungstheorie. Er geht davon aus, dass die Amerikaner das Bruchstück eines Prototyps der Zeitschaltuhr seiner Firma gezielt unter den mehr als 10.000 Fundstücken von Lockerbie platzierten, um die Täterschaft Libyens zu belegen. Bollier glaubt an einen Betrug, als Beleg nennt er Ungereimtheiten bei Datumsangaben. Nach dem Anschlag durchkämmten Polizei und Armee das Trümmerfeld, sammelten alle Teile, packten sie in nummerierte Plastiksäcke und die in eine Lagerhalle. In solch einem Sack wurde später, Fahndern zufolge, das Fragment einer Schallplatte entdeckt, kleiner als ein Fingernagel, angeblich aus Bolliers Firma. Merkwürdig: Das Teilchen im Sack wurde laut Ermittlungsakten zu drei verschiedenen Zeiten entdeckt. Am 12. Januar 1990, am 15. September 1990 und am 12. Mai 1989. Schlamperei? Oder sollte ein Datum passend gemacht werden, wie Bollier glaubt. Und dann ist da der schottische, an den Ermittlungen beteiligte Polizist, der erklärte, Beweise und Indizien seien von den Fahndern gefälscht worden, um die Schuld auf Libyen zu schieben. Die schottische Presse berichtete darüber. Der Polizist war nicht bereit, seine Identität preiszugeben und in einer Gerichtsverhandlung auszusagen. Den Behörden soll sein Name aber bekannt sein. Bollier versichert, seine Firma habe nur drei Prototypen gebaut. Zwei seien nach Ost-Berlin gegangen, einer sei in der Werkstatt geblieben und von jenem Bundespolizisten mitgenommen worden. Libyen habe keinen einzigen Prototyp erhalten. Er könne also nicht von dort in den Sack von Lockerbie gelangt sein. So weit Bolliers Darstellung, der seit Langem eine forensische Unters-

suchung des angeblich im Sack entdeckten Fragments auf Sprengstoffspuren fordert. So würde der Betrug deutlich. Eine materialtechnische Untersuchung hätte es beinahe gegeben, in Deutschland. Das geht aus Unterlagen des Bundeskriminalamtes (BKA) hervor, die WELT AM SONNTAG vorliegen. Am 27. April 1990 brachten schottische Ermittler das Platinbruchstück zu Spezialisten des Siemens-Konzerns. Die sägten ein kleines Teil heraus und betteten es in Kunstharz, um es anzuschleifen und unterm Mikroskop zu untersuchen. Doch dazu musste das Harz erst austrocknen. Die Experten wollten die Teile über Nacht im gesicherten Labor lassen. Das lehnten die Schotten ab: Sie seien nicht befugt, das Beweisstück herzugeben. Sie versprachen, in drei Wochen wiederzukommen. Stattdessen schickten sie das Fundstück in die USA, oder auch nur ein Duplikat. Ein FBI-Labor untersuchte es und gab am 20. Juni 1990 ein Ergebnis bekannt: Bolliers Firma sei der Hersteller – hier war er, der Missing Link nach Libyen, der es ermöglichte, den libyschen Agenten zu verurteilen. Doch wie glaubwürdig ist Bollier, der ein Foto von Gaddafi unter seine Palmenlampe stellt und sich früher vom Diktator bezahlen ließ? Er selbst sagt, Gaddafi habe viel für seine Landsleute getan und sich auch ihm gegenüber äußerst großzügig verhalten. Nach dem Anschlag war die US-Airline Pan Am pleitegegangen. Der Liquidator forderte von Bollier 32 Millionen Dollar plus Zinsen, weil der Name seiner Firma im Gerichtsurteil erwähnt wurde. Sich juristisch zu wehren, war aussichtslos. Gaddafi habe dafür gesorgt, dass die Rechnung diskret beglichen wurde, sagt Bollier. Und ihm eine noch viel größere Summe in Aussicht gestellt, falls er die Unschuld Libyens beweisen könne – das ist seine Mission bis heute.

**EIN MFS-MAJOR IM GARTEN**  
Die deutsche Spur führt in die Hauptstadt, nach Berlin. Am Weg zum Einfamilienhaus von Joachim Hentschel liegen die ehemalige Zentrale des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und das Plattenbaumassiv von Marzahn. Hentschel gießt an diesem sonnigen Ju-

nitag die Blumen im Vorgarten. Der 72-Jährige mustert die Fremden argwöhnisch. Erst als er den Namen Bollier hört, weicht sein Misstrauen. Ach, Bollier? Von seinem Züricher Bekannten hat er schon sehr lange nichts gehört. Hentschel wählte in der DDR eine spezielle Karriere, wie Papiere aus der Stasi-Unterlagenbehörde zeigen. Nach dem Ingenieurstudium heuerte er beim Institut für Technische Untersuchung an, einer Tarnfirma des MfS, die Agentenwerkzeug wie Peilsender und Abhöranlagen entwickelte. Die „Bastelstube der Stasi“ war bestrebt, an Equipment aus dem Westen heranzukommen. Bollier lieferte, was die DDR wollte, und ließ sich seine Dienste von 1970 bis 1989 fürstlich honorieren – mit 1,4 Millionen Schweizer Franken. Oft legte er maßlos überhöhte Rechnungen vor, worüber die Stasi hinweg sah, um den Partner nicht zu verprellen. Dafür bekam sie unter anderem einen Lügendetektor, einen Fernkopierer, ein Autotelefon. Mitte der 80er-Jahre wurde MfS-Major Hentschel beauftragt, den Kontakt zu Bollier zu pflegen. Hentschel verschwiegte Bollier seinen wahren Namen und stellte sich als „Wenzel“ vor. Bollier hatte ohne sein Wissen den Decknamen „Rubin“ erhalten. Die Stasi führte ihn wie einen Inoffiziellen Mitarbeiter (IM), der aber nicht Informationen, sondern Westware schicken sollte. Mit dem „Beschaffer-IM“, aus Stasi-Sicht ein „typischer Geschäftsmann kapitalistischer Prägung“, verstand sich der SED-Genosse Hentschel prächtig. Am Gartenzaun antwortet Hentschel auf Fragen dazu nur zögerlich. Er sagt, manchmal habe er bei Bollier bloß simple Dinge wie Vierfarbkugelschreiber bestellt, weil es so etwas in der DDR nicht gab. „Die wollten unsere Stasi-Generale aber unbedingt haben.“ Tatsächlich hatte Hentschel auch mehrere Exemplare der Zeitschaltuhren erworben. Als das nach dem Mauerfall herauskam, war es eine faustdicke Überraschung – die verblichene DDR geriet unter Verdacht, hinter dem Terrorakt von Lockerbie zu stehen. Da hatten sich amerikanische und schottische Ermittler bereits auf libysche Täter festgelegt. Heute ist die Stasi-Spur wieder hochaktuell. Hentschel erzählt, er habe eine

Vorladung zur Vernehmung bei der Polizeidienststelle im Nachbarort erhalten. Er ist nicht der Einzige. Sein Name steht mit denen von mindestens 20 weiteren MfS-Kadern auf einer Liste der schottischen Behörden, die im Rahmen eines Rechtshilfeersuchens den deutschen Behörden übersandt wurde. Zentraler Zeuge der Schotten ist Hentschel. Kann er doch Auskunft geben, warum sein Institut die Zeitschaltuhren kaufte, wozu sie verwendet wurden und welche Beziehungen das MfS zu Terrorgruppen hatte. WELT AM SONNTAG liegen dazu Stasi-Dokumente vor, gut 750 Seiten. Doch weder in der Personalakte von Hentschel noch in der IM-Akte von Bollier findet sich irgend-



Rastlose Suche nach der Wahrheit: Jane und Jim Swire, hier vor ihrem Haus westlich von London, wollen sicher sein, wer ihre Tochter ermordet hat

STEFANIE BOLZEN/WELT

ein Hinweis zu entsprechenden Bauelementen. Auch nicht in dem Material, das diverse MfS-Abteilungen zum Lockerbie-Anschlag gesammelt hatten. Ohnehin ist die Stasi-Spur schon seziiert worden. Das Bundeskriminalamt hat in den 90er-Jahren gründlich ermittelt. Die Ergebnisse füllen 13 Leitz-Ordner mit 4000 Seiten. Aus dem Konvolut, das dieser Redaktion ebenfalls vorliegt, geht hervor, dass damals 48 Stasi-Mitarbeiter vernommen worden sind. Gleich acht Mal musste Hentschel erscheinen, zuletzt im Juni 1995. Dabei behauptete er, die Zeitschaltuhren hätten sich stets unter seiner Kontrolle befunden. Ende 1989, ein Jahr nach dem Lockerbie-Anschlag und kurz vor Auflösung des SED-Geheimdienstes, habe er diese auf einer wilden Müllkippe entsorgt. An dem von ihm genannten Ort fanden sich aber keine Überreste davon. Das BKA konnte den Verdacht gegen die Stasi nicht mit letzter Gewissheit ausräumen. Dabei hatte man kaum etwas unversucht gelassen. Man befragte Stasi-Minister Erich Mielke, Vize Gerhard Neiber und Auslandsspionagechef Werner Grossmann. Selbst bei Honecker-Nachfolger Egon Krenz wurde man vorstellig. Doch machte keine Angaben zu seiner Person und erklärte zur Sache: „Ich verwehre mich gegen die Unterstellung, in irgendeiner Weise terroristische Anschläge geduldet zu haben. Die DDR hat nie Mord und Terror unterstützt.“ Das entsprach, wie längst gerichtsfest belegt ist, nicht der Wahrheit.

**DER SPRENGSATZ IM RADIO**  
So tief wie im Berliner Osten der frühere MfS-Major wohnt, so tief im Westen lebt Hans-Georg Wieck. Zu seiner Gründerzeitvilla im Grunewald geht es in die gegenläufige Richtung hinaus, vorbei am KaDeWe und über den Kurfürstendamm. Wieck, gebürtiger Hanseat, korrekt gekleidet mit Anzug und Krawatte, bittet in sein Wohnzimmer mit der hohen Decke. Mit seinen 91 Jahren wirkt er äußerst vital. Wieck hat der Bundesrepublik als Spitzenbeamter gedient. Er war Botschafter im Iran und in der Sowjetunion, dann Ständiger Vertreter bei der Nato in Brüssel. Heute will er Auskunft über eine Episode aus seiner Zeit als Präsident des Bundesnachrichtendienstes (BND) geben. Er erläutert die Hintergründe einer delikaten Operation kurz vor Lockerbie, die damit direkt in Verbindung stehen könnte. Wieck war der wohl wichtigste Akteur der Operation „Herbstlaub“. Im Herbst 1988 hatte die „Volksfront für die Befreiung Palästinas – Generalkommando“ (PFLP-GC) ein spektakuläres Sprengstoffattentat in Europa geplant. Einer ihrer hohen Funktionäre, Kampfname „Dalkamoni“, war in die Bundesrepublik eingereist. Bei ihm liefen alle Fäden zusammen. Bevor es aber zum

Anschlag kam, griffen Spezialkommandos der Polizei zu. Bei Razzien in Hamburg, West-Berlin, Frankfurt und Neuss wurden 18 mutmaßliche Mitglieder und Unterstützer der PFLP-GC festgenommen sowie Waffen- und Sprengstofflager ausgehoben. Vater des Fahndungserfolgs war BND-Chef Wieck. Mit dem befreundeten jordanischen Geheimdienst hatte seine Behörde in der Terrorzelle eine Top-Quelle platziert: einen Jordanier, der auch nach Deutschland gekommen war und den die PFLP-GC beauftragt hatte, Bomben für den Anschlag zu bauen. Dass ausgerechnet er die Pläne verriet, ahnten die Palästinenser nicht. Wieck sagt dazu: „Wir waren mit dieser Quelle sehr erfolgreich. Der Jordanier hat uns alles erzählt. Er ist bezahlt worden und hatte ein ideelles Motiv.“ Nach der Aktion „Herbstlaub“ erzählte der Jordanier deutschen Sicherheitsbehörden, er habe für die Zelle fünf Sprengsätze gebaut, die Flugzeuge zum Absturz bringen sollten, bestehend aus Plastiksprengstoff, versteckt in Radiorekordern der Marke Toshiba. Das alarmierte die Behörden, denn sie hatten nur vier Radiobomben sichergestellt. Genau acht Wochen später explodierte der Jumbo über Lockerbie – die Bombe war in ein Toshiba-Gerät eingebaut. Doch statt der palästinensischen Terroristen wurden die beiden libyschen Geheimdienstler beschuldigt. In seinem Wohnzimmer räumt Wieck ein: „Libyen war nachweislich in Attentate verwickelt, von dem Land ging Gefahr aus.“ Jedoch sei für den deutschen Auslandsdienst die Palästinenser-Volksfront damals immer „die heiße Spur bei Lockerbie“ gewesen. Schließlich habe es die fünfte Bombe gegeben, die bis heute nicht gefunden werden konnte: „Deshalb sind wir der Meinung gewesen, dass dieser Sprengsatz bei dem Attentat verwendet worden war.“ Die Amerikaner waren anderer Ansicht.

**DEUTSCHE GRÜNDLICHKEIT**  
Der Terrorakt von Lockerbie hatte für die Geheimdienste etlicher Staaten höchste Priorität. Neben Schotten und FBI führten sich weitere Ermittlungsbehörden, das Verbrechen aufzuklären. Eine ist hervorzuheben, weil sie den Fall über Jahre mit erheblichem Einsatz von Personal begleitete. Vor gut 30 Jahren eröffnete die Staatsanwaltschaft in Frankfurt am Main ein Ermittlungsverfahren wegen Mordes gegen unbekannt und schaltete das Bundeskriminalamt ein – hatten doch über Lockerbie auch vier Deutsche ihr Leben verloren. Engagiert gingen die Staatsanwälte ans Werk. Bald wunderten sie sich, welche Richtung die amerikanisch-schottischen Untersuchungen nahmen. Der Chef der deutschen Ermittlergruppe schrieb direkt an die damalige hessische Justizministerin und teilte ihr mit, die Beweislage gegen die beiden weltweit zur Fahndung ausgeschriebenen Libyer reiche nach deutschem Recht nicht mal aus, um einen Haftbefehl zu erwirken. Das Verfahren – Aktenzeichen 50 Js 42.401/88 – ist bis heute bei der Frankfurter Staatsanwaltschaft anhängig. Sie ermittelt indes kaum noch. Wortkarg teilte eine Sprecherin der Behörde mit, man unterstütze aktuell die Schotten: „Derzeit finden in Deutschland im Wege der Rechtshilfe Zeugenvernehmungen statt.“ Ansonsten verfolge ihre Behörde, was bei den neuen Untersuchungen herauskomme. Abwarten also. Der Prozess, der nun vielleicht neu aufgerollt wird, begann am 3. Mai 2000 – über ein Jahrzehnt nach dem Attentat. Denn Gaddafi dachte jahrelang nicht daran, seine Landsleute auszuliefern. Unter Regie der USA wurde massiver Druck aufgebaut: Handelsboykott, UN-Resolutionen, Flugverbotszonen, eingefrorene Auslandsvermögen. 1999 war Gaddafi zermürbt und stimmte der Auslieferung zu. Seine Bedingung: Der Prozess dürfe nicht in den USA stattfinden. Und auch nicht in Schottland. Darum wurde etwas gebildet, das es nie zuvor gegeben hatte: ein „Scottish Yard in the Netherlands“. Ein Gerichtshof auf holländischem Boden, mit schottischen Richtern, aber ohne die üblichen Schöffinnen. Da Schottland zwar über eine eigene Justiz verfügt, aber Teil des Vereinigten Königreichs ist, musste Queen Elizabeth II. das seltsame Konstrukt per Dekret absegnen. Der Aufwand war riesig. Auf dem einstigen



Geschäfte mit Diktaturen: der Schweizer Unternehmer Edwin Bollier in Zürich (oben). Ein Bild von Muammar al-Gaddafi in seinem Büro und eine Zeitschaltuhr von Bolliers Firma. So eine soll beim Anschlag benutzt worden sein



MARTIN LUTZ/WELT (2)

US-Luftwaffenstützpunkt Kamp Zeist bei Utrecht wurde ein Gerichtskomplex für mehr als 100 Millionen D-Mark hochgezogen und in einer alten Turnhalle ein Medienzentrum mit 230 Arbeitsplätzen errichtet. Für den Prozess waren 15.000 Zeugenaussagen protokolliert, 20.000 Namen überprüft, 35.000 Fotos ausgewertet und 180.000 Beweismstücke im Labor untersucht worden.

Trotzdem verlief das Verfahren aus Sicht der Anklage nicht gerade optimal. Mittendrin zeigte sich, dass die Vorwürfe gegen einen der beiden Libyer haltlos waren. Er musste freigesprochen werden – nicht mangels Beweisen, sondern wegen erwiesener Unschuld. Eigentlich war die Anklageschrift nun Makulatur. Denn sie unterstellte, beide Täter hätten den Anschlag nur gemeinsam verüben können. Nun brauchten die Staatsanwälte rasch eine neue Hypothese zum Tathergang, damit wenigstens der zweite Libyer verurteilt werden konnte: Abdel Baset Ali al-Megrahi.

Der Anklage gelang es, das Gericht davon zu überzeugen, dass er den Koffer mit der Radiobombe samt Zeitschaltuhr als Gepäckstück aufgegeben hatte. Das Urteil wurde in der zweiten Instanz vor einem Gericht in Kamp Zeist bestätigt. Schwachpunkt der Libyen-Hypothese waren die Annahmen über den Weg, den der Bombenkoffer genommen haben soll. Megrahi soll ihn nicht etwa in London-Heathrow aufgegeben haben, sondern als „unbegleitetes Gepäckstück“ auf dem Flughafen von Malta. Laut Anklage gelangte die tödliche Fracht von dort per Zubringerflug nach Frankfurt am Main, sei dort über Nacht gelagert worden und am nächsten Tag mit einem weiteren Zubringer nach London gelangt.

In Heathrow waren die Koffer für die Pan Am 103 in einem Drahtverschluss deponiert, dessen Schloss vor dem Abflug aufgebrochen wurde. Doch das kam erst nach dem Prozess heraus. Entweder hatten die Ermittler den Einbruch nicht registriert – oder ihn dem Gericht verschwiegen. Das eine wäre so schlimm wie das andere. Denn es ist nicht auszuschließen, dass die in einem Gepäckstück versteckte Bombe erst in Heathrow in den Drahtverschluss und dann in den Jumbo gelangte, und nicht etwa via Malta.

Die Malta-Theorie basierte auf zwei Indizien. Zum einen dokumentierte eine Passagierliste, dass die beiden Libyer, die später angeklagt wurden, einen Tag vor dem Anschlag im selben Flug-

zeug von Tripolis nach Malta geflogen waren. Zum anderen war da das Fragment der Platine, das angeblich zu einer von Bolliers Firma hergestellten Zeitschaltuhr gehört hatte. Auf dem winzigen Teil war wie durch glücklichen Zufall der Buchstabe „M“ erhalten, in gleicher Typografie wie das Logo von Bolliers Firma Mebo. Das Bruchstück war, als es in jenem Plastiksack mit Funden in Lockerbie entdeckt wurde, angeblich in den Kragen eines zerfetzten Hemdes eingebracht, in das die Radiobombe möglicherweise gewickelt war.

In dem Stoffrest wiederum soll sich ein gut lesbares Etikett befunden haben, das einem Bekleidungsgeschäft auf Malta zugeordnet werden konnte. Zwei winzige Teile, daran zwei überaus gut lesbare Spuren – zwei Volltreffer auf einmal. So viel Glück haben Kriminalisten selten. Das Etikett im Fetzen führte zum Besitzer eines maltesischen Bekleidungsgeschäftes. Er gab an, der später verurteilte Libyer Megrahi sei der Käufer des Hemdes gewesen. Doch seine Vernehmung vor Gericht geriet zum Flop. Der Kronzeuge der Staatsanwaltschaft verwickelte sich ständig in neue Widersprüche. Schließlich erklärte er, er könne sich nicht mehr daran erinnern, an welchem Tag und an wen er das Hemd verkauft habe.

#### EIN WINDIGER ZEUGE

Später geriet der Zeuge gänzlich ins Zwielficht, als die Presse merkwürdige Zahlungen enthüllte. Er war aus einem Programm des US-Justizministeriums mit zwei Millionen Dollar bedacht worden. Und sein Bruder, der gar nicht im Prozess aufgetreten war, hatte zusätzlich eine Million erhalten. dadurch entstand der Eindruck, dass Zeugenaussagen gekauft worden sein könnten.

Zu dieser Zeit saß Megrahi bereits seine Strafe in einem schottischen Gefängnis ab. Von dort aus wollte er weiter seine Unschuld beweisen. Schon damals kam die SCCRC ins Spiel, die nun mit der Lockerbie-Revision befasst ist. Sie hatte genügend Anhaltspunkte für einen möglichen Justizirrtum und gestattete Megrahi einen Revisionsprozess. Der hatte gerade begonnen, da diagnostizierten Ärzte bei ihm Prostatakrebs im Endstadium. Der schottische Justizminister begnadigte den Libyer im Sommer 2009 und sagte, über ihn werde bald „eine höhere Macht“ richten. Im Gegenzug zog Megrahi seine Berufung zurück, mutmaßlich die Bedingung seiner Freilassung.

In Amerika löste die Begnadigung eine Empörungswelle aus. „Die USA bedauern die Entscheidung“, ließ Präsident Barack Obama erklären. Außenministerin Hillary Clinton zeigte sich „zutiefst enttäuscht“, und FBI-Chef Robert Mueller rügte die Schotten scharf: „Diese Entscheidung macht den Rechtsstaat zum Gespött, ermutigt Terroristen in aller Welt.“ Megrahi lebte länger als vorhergesagt. Er starb im Mai 2012 als freier Mann in Tripolis. Mit seinem Tod erstarb der Zweifel am Lockerbie-Urteil aber nicht: Jahre später gestattete die schottische Justiz seinen Angehörigen, gegen das Urteil vorzugehen. Darin sahen Bollier und Swire eine Chance. Sie nahmen Kontakt mit Megrahis Frau und Sohn auf. Beide entschlossen sich, bei der SCCRC Revision zu beantragen, die nun in wenigen Monaten in ein neues Berufungsverfahren münden könnte.

Hans Köchler nimmt die Einladung zum Gespräch von WELT AM SONNTAG spontan an – beim nächsten Besuch in Berlin. Im Mai 2019 ist es so weit. Der Östirler wirkt drahtig und asketisch. Er hat kaum Haare auf dem Kopf, sein Gesicht wird durch die große Brille geprägt. Köchler hat sich ganz der

Wissenschaft verschrieben. Er lehrte an Universitäten auf den Philippinen, in Malaysia, der Türkei, in Deutschland und anderswo. Seine Publikationsliste umfasst mehr als 700 Bücher und Aufsätze. Er wollte sich aber nie im akademischen Elfenbeinturm einsperren lassen, dafür faszinieren ihn praktische Probleme des Völkerrechts viel zu sehr. Dem Intellektuellen mit dem hintergründigen Humor war die Republik Österreich als Wirkungsfeld zu klein.

Seine Passion für den Fall Lockerbie begann im April 2000, sagt Köchler. Damals ernannte ihn UN-Generalsekretär Kofi Annan zum internationalen Beobachter, um im Auftrag der Weltgemeinschaft den Prozess im niederländischen Kamp Zeist zu verfolgen. Für Köchler war das eine ehrenvolle Aufgabe, die er mit Akribie erledigte. Er studierte Prozessdokumente, besuchte Gerichtsverhandlungen, interviewte die Beschuldigten im Gefängnis, sprach mit Ermittlern, Anklägern und Verteidigern.

Aus Respekt vor der Unabhängigkeit der Justiz hielt er jedoch Distanz zu den Richtern und nahm nicht öffentlich Stellung. Erst nach der Urteilsverkündung publizierte er eine erste Bewer-

tung des Verfahrens in einem 20-Punkte-Papier. Es folgte der Band „The Lockerbie Trial“, in dem Köchler zentrale Dokumente zeigt und kommentiert. Oft spricht er von „miscarriage of justice“, was mit „Fehlurteil“ oder „Justizirrtum“ übersetzt werden kann.

Rückblickend sagt Köchler: „Die gesamte Aufarbeitung des Lockerbie-Komplexes hat gezeigt, was geschehen kann, wenn die Weltpolitik in ein Justizverfahren hineinspielt.“ Dann obsiegten nicht Rechtsstaatlichkeit und Gerechtigkeit, sondern die Machtpolitik. Damit meinte Köchler Amerika. Für ihn zeigte sich schon im Gerichtssaal, wie Akteure von außerhalb der Justiz Einfluss auf den Prozess nahmen. Zwei Beamte des US-Justizministeriums, die keine offizielle Funktion hatten, erzählt er, saßen ständig neben den Anklägern.

So hätten die Amerikaner de facto darüber entschieden, welche Unterlagen und Beweismittel dem Gericht vorgelegt werden durften und welche nicht. Libyen wiederum hat laut Köchler Einfluss auf die Anwälte der Verteidigung ausgeübt. Ein vom libyschen Staat bezahlter libyscher Rechtsvertreter war ihm zufolge im Gerichtssaal stets auf

der Seite der schottischen Verteidiger Megrahis anwesend.

Vor allem eines störte Köchler sehr: die stets wahrnehmbare Präsenz der Geheimdienste. „Ihr Zweck, egal für welche Seite sie tätig sind, liegt immer in der Täuschung, nicht in der Suche nach der Wahrheit“, sagt er. Und: „Der Lockerbie-Prozess hat mehr einer Geheimdienstoperation geglichen als einem ordentlichen Gerichtsverfahren.“ So sei als Zeuge ein libysch-amerikanischer Doppelagent aufgetreten, dessen Aussagen sich als unglaubwürdig erwiesen hätten, aber trotzdem im Urteil berücksichtigt worden seien.

Nie aufgeklärt wurde Köchler zufolge eine Episode: Die über Lockerbie explodierte „Maid of the Seas“ hatte offenbar jede Menge Rauschgift an Bord. Zugleich waren einige Passagiere Angehörige des US-Geheimdienstes DEA, der für die Bekämpfung der Drogenkriminalität zuständig ist. Möglicherweise diene die Unglücksmaschine der DEA für eine verdeckte Operation, die aus dem Ruder gelaufen sein könnte. Doch auch diese Spur wurde nie weiter verfolgt. Köchlers Engagement dauert an. Die juristische Aufarbeitung von Lockerbie hält er für einen Unglücksfall in der Geschichte des Völkerrechts, den die internationale Gemeinschaft um ihrer selbst willen korrigieren muss.

#### ER PFLANZT IHR EINEN WALD, SICHTBAR AUS DEM WELTALL

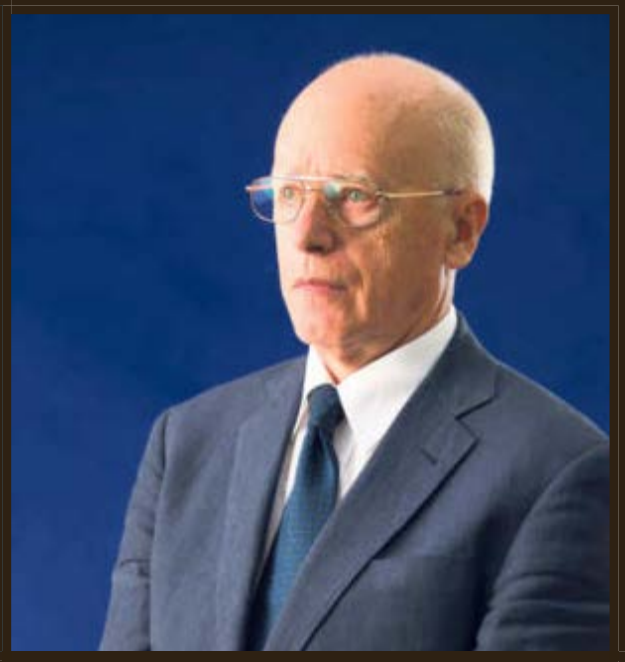
Über 30 Jahre nach Floras Tod setzt sich Jim Swire noch zwei Mal die Woche in seinen Land Rover und fährt 40 Minuten nach Worcestershire. Beim Dörfchen Bromsgrove liegt „Flora's Wood“. Floras Wald. „Wir lebten damals in einem Haus ganz in der Nähe und hatten geplant, Hunderte Bäume für ein Waldstück anzupflanzen.“ Nach dem Tod der Tochter fand Swire erst keine Kraft dazu. „Aber dann ermutigten uns Freunde, das Projekt anzugehen.“ Nun wachsen 4500 Bäume, davon 250 englische Eichen, auf dem Waldstück gen Himmel – in Form des Buchstabens „F“.

Swire pflegt den Wald, mit dem Brennholz heizt er seinen Kamin. „Der Querbalken des ‚F‘ ist genauso lang wie die Spannweite der Flügel einer Boeing 747“, erzählt der Vater. „Und der Name ‚Flora's Wood‘ ist als offizieller Ortsname eingetragen in die britischen Landkarten.“ Man könne das ‚F‘ aus dem All sehen. Für ihn fühlt sich wundervoll an, dass man Floras Gedenkstätte sogar aus dem Weltraum sehen kann.

“

DER PROZESS GLICH MEHR EINER GEHEIMDIENST-OPERATION ALS EINEM VERFAHREN

HANS KÖCHLER



*Lockerbie lässt ihn nicht los: Hans Köchler, Professor und Völkerrechtsexperte, beobachtete den Prozess im Auftrag der Vereinten Nationen. Der Österreicher beschäftigt sich seit fast 20 Jahren mit dem Attentat*

DOP/INTERTOPICS/REINWALD/LEON HARR